

**Zeitschrift:** Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens  
**Band:** 5 (1963)  
**Artikel:** Bedrohtes Walsertum am Monte Rosa  
**Autor:** Schmid-Gartmann, M.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-972314>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 22.11.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Bedrohtes Walsertum am Monte Rosa

Von M. Schmid-Gartmann

Nicht nur in Graubünden, sondern auch bei aufmerksamen Besuchern unseres Landes und in den Reihen der Historiker fand das alte Wandervolk der Walser schon immer und ganz besonders in den letzten Jahren großes Interesse. Das beweisen die zahlreichen wissenschaftlichen Abhandlungen, die seine Geschichte aufzuhellen suchen, die stets gut besuchten Vorträge aus dem Gebiete der Walserforschung und sicher auch die im Herbst 1960 erfolgte Gründung der «Walservereinigung Graubünden». Ferner erschien im Jahre 1958 das gründliche, allseitig orientierende Werk von Hans Kreis: «Die Walser, ein Stück Siedlungsgeschichte der Zentralalpen» und fand große Beachtung.

Die bündnerischen Walserorte braucht man den Lesern unseres Jahrbuches nicht vorzustellen.

Weniger bekannt aber dürften bei uns die Walsersitze im obersten Italien, im benachbarten Fürstentum Liechtenstein und in Vorarlberg sein. Dem Schreibenden war es vergönnt, sowohl nach Südwesten als auch nach Nordosten unvergeßliche Walserfahrten zu unternehmen, und so können sich die folgenden Ausführungen außer auf die einschlägige Literatur auch auf eigene Beobachtungen stützen.

Auf italienischem Hoheitsgebiet gibt es sechs Talschaften, wo, wenn leider auch immer seltener, aus dem Munde der Einwohner heute noch deutsche Laute zu hören sind, nämlich Gressoney, Alagna, Rima, Rimella, Macugnaga und Pomat. Zum erstenmal einläßlich dargestellt wurden diese Täler, ihre Bewohner und deren Mundart im Jahre 1842 durch

den deutschen Gelehrten Albert Schott, der damals als Professor an der Zürcher Kantonschule amtete. Er hat alle erwähnten Talschaften mit offenem Auge und feinem Ohr bereist und schildert die Bevölkerung mit großer innerer Anteilnahme. Merkwürdigerweise nennt er die Leute *Silvier*, doch hat keiner der späteren Autoren diese Bezeichnung übernommen. Die von Tal zu Tal verschiedenen Mundarten sucht er darzustellen, indem er sich durch Gewährsleute überall das Gleichnis vom verlorenen Sohn erzählen läßt und deren Aussprache möglichst lautgetreu wiedergibt, und seinen Ausführungen fügt er ein beinahe hundertseitiges Wörterverzeichnis an.

Natürlich wirft Schott auch die Frage nach der Herkunft der «*Silvier*» auf. Ihre Einwanderung aus dem Oberwallis scheint ihm sicher zu sein. Er sieht in den Oberwallisern aber nicht Alemannen, sondern Burgunder, und glaubt, diese seien in den ersten Jahrhunderten nach der Völkerwanderung der Rhone entlang aufwärts gewandert, hätten in den abgelegenen Alpentälern ihre deutsche Sprache behalten und sie dann mit sich über die Berge getragen. Auch spätere Forscher betrachten die Walser als Nachkommen der Burgunder, so, vor allem auf Grund der Ortsnamenforschung, Jules Ferdmann, der in der «*Davoser Revue*» die Burgundertheorie mit Geschick vertritt. Hans Kreis dagegen zählt die Walser zu den Alemannen. Ihre Vorfahren wären etwa im 8. Jahrhundert aus dem Haslital über die Grimsel ins Goms eingewandert. Hier hätten sie die offenbar nur schwache vordeutsche Bevölkerung absorbiert, wären später talabwärts vor-

gedrungen und hätten sich sowohl im Talboden als auch in den abgelegenen Seitentälern neue Wohnsitze geschaffen. Für diese Ansicht lassen sich ebenfalls gewichtige Argumente anführen, und die Sprachwissenschaft zählt das Walserdeutsche unseres Wissens heute noch zu den hochalemannischen Mundarten.

Doch nun wieder hinüber zu den Walsern in Italien! Ihr besonderer Freund ist der Berner Schriftsteller Emil Balmer, der ihre Täler des öftern bereiste, überall engen Kontakt mit der Bevölkerung aufnahm und seine Erlebnisse und Beobachtungen in dem prächtigen Buche «Die Walser im Piemont», das 1949 erschien, gestaltet hat.

\*

Der bekannteste der südlichen Walsersitze dürfte die Landschaft *Gressoney* sein. Sie bildet den obersten Teil des Tales der Lys, die am Lyskamm in der Monterosagruppe entspringt und bei Pont St. Martin in den Fluß des Aostatales mündet. Die Straße von Pont St. Martin bis Gressoney-la-Trinité mißt nahezu 35 km und steigt von 350 bis auf 1600 m ü. M. Wir befuhren sie an einem wunderbaren Sommerabend Anno 1956 im Postauto. Die Siedlungen machen einen durchaus gepflegten Eindruck. Oben, bei Gressoney-St. Jean und Gressoney-la-Trinité, fällt einem die Streulage der vielen Einzelhöfe und kleinen Weiler auf. Auch sieht man zahlreiche von der südlichen Sonne schwarzgebrannte Holzhäuser.

In den beiden genannten Gemeinden scheinen die Talleute unter sich noch fast immer ihre alte deutsche Mundart zu sprechen. Sie zu verstehen, fällt zuerst nicht ganz leicht. Die Leute reden meistens sehr schnell, und in Satzbau und Betonung sind deutlich Einflüsse des Italienischen zu erkennen. Im Wortschatz aber weist das Gressoneyer Deutsch große Übereinstimmung mit unsern bündnerischen Walsermundarten auf. Man weiß dort z. B., was ein Schwychrome und ein Hüehnersädel, was ein Lylache und eine Bachmuelte sind.

Die Gressoneyer sind stolz auf ihre Herkunft aus der Schweiz und auf ihre deutsche Sprache. Das hat auch Postverwalter Julius Dettli-

Giesch festgestellt, der in den dreißiger Jahren alle piemontesischen Walserkolonien aufsuchte. Die Namen der einzelnen Höfe sind überall in deutschen Buchstaben angeschrieben. Man liest da Biel und Bidemji, Eijolo und Selb-stäg. Die letztgenannte Bezeichnung scheint uns übrigens eine sehr originelle Sprachschöpfung der Talleute zu sein; denn ganz in der Nähe jenes Weilers befindet sich eine kleine Naturbrücke, die ebenfalls Selb-stäg genannt wird. Und mit ganz besonderem Interesse haben wir gelesen, daß die Häusergruppe bei der Kirche in Gressoney-la-Trinité echt walserisch Platz-Oberteil heißt. Endlich glaubt man, auch der Name der ganzen Landschaft sei deutschen Ursprungs und bedeute eigentlich Kressen-Au, und diese Deutung dürfte nicht abwegig sein. Wir erinnern uns noch gut daran, daß vor 50 Jahren für eine Wiesenfläche in Davos-Frauenkirch, die am Landwasser südlich der Mündung des Sutzbaches liegt, der Name Eya gebräuchlich war.

Natürlich suchten wir auch die Friedhöfe auf und lasen dort u. a. die Familiennamen Wolf und Schwarz. Andere haben ein italienisches Gesicht bekommen. So wurde aus Litschgi Lisco, aus Beck Peccoz, aus Lerch Lerco und, wie man uns sagte, aus Knobel sogar Squinobel. Auf dem Friedhof des oberen Tales gibt es noch eine Reihe deutscher Grabinschriften. Eine von diesen ehrt z. B. den Pfarrer Gebhard Betzle aus Tannheim in Württemberg, der von 1841 bis 1876 in Gressoney-la-Trinité amtierte.

Auch deutsche Lieder singe man noch, erzählt Balmer, und zwar in der Schriftsprache und in der heimischen Mundart. Heute werden diese durch eine Trachtengruppe bewußt gepflegt. 1956 kamen die jungen Gressoneyer in den Stockalperpalast nach Brig, um ihre Trachten zu zeigen, ihre Lieder zu singen und die alten Volkstänze vorzuführen. Zu diesem Anlaß fanden sich auch Vertreter der Walser in Macugnaga, Bosco-Gurin und dem Fürstentum Liechtenstein ein.

Da Gressoney zur Autonomen Region Aosta gehört, ist das Französische die Kirchensprache, und anläßlich einer Visitation sagte der Bi-

schof von Aosta vor dem versammelten Gemeinderat: «Messieurs, il faudrait mieux cultiver le français», worauf ein Mitglied freimütig erwiderte: «Monseigneur, à Gressoney nous sommes des Italiens et nous parlons allemand.» Zu Mussolinis Zeiten hatten sich unsere Walser gegen Übergriffe von italienischer Seite zu wehren, und sie taten es mit Entschiedenheit, wie uns Paul Vincent, ein alter Gressoneyer, erzählte, als wir in seinem Haus einen sehr interessanten Abend verleben durften.

die Tuchhändler daheim, die später blühende Geschäfte in der deutschen Schweiz und in Süddeutschland besaßen, so in Zürich, Winterthur, Goßau, Weinfelden, Bischofszell, Frauenfeld, St. Gallen, Luzern, Konstanz und Lindau, sogar in Kempten und Augsburg. Es war eine ganz ähnliche Auswanderung wie die der Engadiner Zuckerbäcker und Kaffeewirte nach Italien. Die Ausgewanderten zogen immer wieder Leute aus der Heimat nach als Verkäufer, Bürogehilfen und Reisende. Die



In Gressoney - St. Jean.  
Ähnliche «Füßchen»-Speicher  
findet man auch im Wallis  
und — heute allerdings nur noch  
selten — im Davoser Unterschnitt

Die Erhaltung der deutschen Sprache wurde in Gressoney wie in andern italienischen und in manchen bündnerischen Walsertälern dadurch begünstigt, daß sich die Ansiedler in den obersten, nach unten durch unwegsame Engpässe abgeschlossenen Talstufen niederlassen mußten. Die welschen Nachbarn unten im Tale verspürten wenig Lust, den Eingewanderten den kargen Boden oben an den Gletschern streitig zu machen, der Druck von unten blieb daher aus. Und weil die Markttorte weit entfernt waren, kamen die Gressoneyer nicht allzu oft mit ihren anderssprachigen Talgenossen in Berührung, ihre Frauen wohl sehr selten.

Dazu kommt noch die Auswanderung. Schon um 1500 herum hieß Gressoney in der Eidgenossenschaft das Krämental; denn hier waren

Frauen aber ließen sie recht oft zu Hause, und eines ihrer Sprichwörter sagt, die Steine und die Weiber müsse man dort lassen, wo sie gewachsen seien. In späteren Jahren kehrten viele dieser Emigranten zurück, sprachen ein gutes Deutsch und stützten die heimatliche Mundart im Kampf gegen die Einflüsse von Süden.

Späte Zeugen dieser Emigration, der die Landschaft ihren heutigen Wohlstand zu verdanken scheint, trafen wir vor fünf Jahren noch an. Frau Vincent erzählte, sie wäre als Mädchen längere Zeit bei Verwandten in Weinfelden gewesen und auch dort in die Schule gegangen, und der jetzige Gastwirt Thedy berichtete schmunzelnd, Chur, ja, das kenne er schon, dort hätte er als Tuchreisender einmal ein sehr gutes Geschäft gemacht. Unser Ge-

währsmann Vincent beklagte es im Hinblick auf das spätere Fortkommen der jungen Leute sehr, daß in der Schule die deutsche Sprache nicht mehr gelehrt würde.

Es gab damals nur Abendkurse im Deutschen, die eine junge, in der Schweiz ausgebildete Gressoneyerin leitete. Seit 1959 erteilt sie, wie uns der Schriftführer des Deutschschweizerischen Schulvereins in Zürich berichtet, auch in der Volksschule Deutschunterricht, und zwar auf Kosten der Autonomen Region Aosta.

Im Jahre 1958, also zwei Jahre nach unserer Walserfahrt in die piemontesischen Täler, erschien im Alemannischen Jahrbuch in Lahr/Schwarzwald eine sehr bemerkenswerte Arbeit von Paul Waldburger über die Walser am Monte Rosa. Sie enthält u. a. einige statistische Angaben über Gressoney, Alagna und Macugnaga. In Gressoney zählte man 1911 gegen 1200 Einwohner, 1951 waren es nur noch wenig mehr als 900. Heute dürften es dank des Fremdenverkehrs und des Kraftwerkbaues wieder etwas mehr sein. 1951 arbeitete noch ziemlich genau die Hälfte der Erwerbstätigen in der Landwirtschaft. Waldburger berichtet ebenfalls, daß an Festtagen noch etwa deutsche Lieder gesungen werden, die Rückwanderer vor vielleicht 150 Jahren ins Tal gebracht hätten, so auch das Dreikönigslied von Goethe:

«Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern,  
sie essen und trinken und zahlen nicht gern . . .»

Der Pfarrer und die feineren Leute würden dieses Lied zwar nicht lieben, doch der alte Briefträger stimme es Jahr für Jahr an, vielleicht aus Gewohnheit und Liebhaberei, vielleicht auch, weil nach seiner Ansicht jeder Posten verteidigt werden müsse.

Über einen interessanten Versuch und die heutige Stellung der Gressoneyer in der «schmalen, brüchigen Südspitze des deutschen Sprachraumes» schreibt Waldburger weiter:

«1957 versuchten einige Gressoneyer, eine Dorfzeitung zu schaffen, den «Notizario di Gressoney». Vor-erst als Monatsblättchen gedacht und lediglich vervielfältigt, enthielt der Notizario in italienischer Sprache Mitteilungen über das Gemeindeleben. Auf der dritten und letzten Seite folgten unter dem Titel «Tradizioni e folclore» in deutscher Sprache (Mundart und Schrift-

sprache) Beiträge zur Pflege der walserischen Überlieferung. Die Gressoneyer wurden zur Mitarbeit aufgerufen und ermuntert, in der Gemeindebibliothek deutsche Bücher zu beziehen, die mit der Beherrschung der deutschen Sprache verbundenen wirtschaftlichen Vorteile wurden gebührend hervorgehoben. Leider ist diese Dorfzeitung, die zu einer kräftigen Stütze des Walserstums hätte werden können, bereits wieder eingegangen. Es wäre aber falsch, die Haltung der Gressoneyer einzig nach diesem mißglückten Unternehmen beurteilen zu wollen. Mangel an Treue darf ihnen nicht vorgeworfen werden, auch nicht Blindheit und Gleichgültigkeit. Sie halten zäh an ihrem Volkstum fest. Aber ihre geistige Lage hat sich in den letzten hundert Jahren stark gewandelt. Als sich die Walser hier vor 700 Jahren ansiedelten, kamen sie als Pioniere. Ihr Wohlstand und ihre Lebensformen blieben jahrhundertlang unangefochten. Sie konnten aus einem Boden leben, der andern zu karg war, ihr Tuchhandel machte sie in den Augen der Nachbarschaft reich. Nun hat sich ihr Schicksal gewendet. Ihre wirtschaftliche Überlegenheit ist gebrochen, eine letzte Blütezeit erlebte der Tuchhandel zwischen 1860 und 1880. Die Vorkämpfer von einst sind zur Nachhut geworden, erfüllt von dem bitteren Wissen, daß die Zukunft «den andern» gehört. Sie weichen nicht kampflös. Sie kämpfen gegen die Macht des Alltags, der sie tausendfach zu Italienern stempeln will, und sie kämpfen gegen die Schwachheit des eigenen Herzens.»

Heute wird Gressoney immer mehr von Fremden besucht, die in kleineren, aber gut geführten Hotels Aufnahme finden. Der prominenteste Gast war um die Jahrhundertwende die Königin-Mutter Margherita von Italien, die 27 Sommer im Tale verbrachte und sich hier ein eigenes Schloß, das Castello Savoia, erbauen ließ. Sie kleidete sich dann in die farbenfrohe Tracht der Gressoneyerinnen und nahm an den Volksfesten, die ihr zu Ehren gefeiert wurden, gerne teil.

Alle Autoren, die über Gressoney schreiben, tun es mit großer Achtung vor der tüchtigen und aufgeweckten Bevölkerung. Auch uns wird das Tal, obwohl wir nur wenige Tage dort verbringen durften, immer ein wenig ein Heimwehland bleiben.

\*

Am frühen Morgen des zweitletzten Juli-sonntags Anno 1956 stiegen wir hinauf zum gut 2800 m hohen Colle d'Olen, dem Alingerpaß, hart am Südfuß des Monterosa, und auf steilem, steinigem Weg hinunter nach *Alagna* im engen Tale der Sesia. Die Siedlungsweise ist hier etwas anders als drüben in Gressoney. Hier

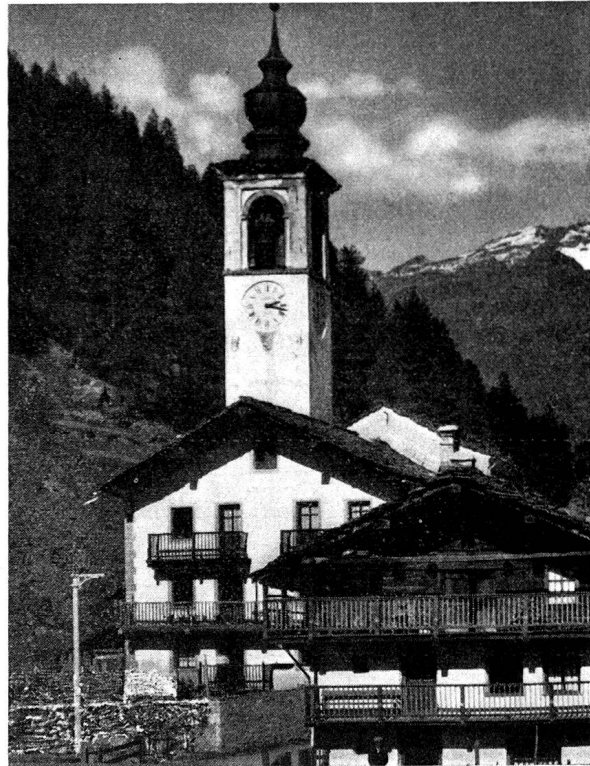
drängen sich schwarze Holzhäuser auf Terrassen und an Hängen zu kleinen Weilern zusammen; das Hauptdorf bei der Kirche hat schon deutlich italienischen Charakter. Alagna ist auf dem Wege, ein vielbesuchter Fremdenort zu werden. Das bewiesen die vielen parkierten Autos an der Dorfstraße, aber auch die Seilbahnen, die hochgelegene Skigelände erschließen.

Unser Wirt in der Albergo Stainer erzählte, daß in Alagna eigentlich nur noch die alten Leute die angestammte Mundart sprächen. Doch stutzte auch eine jüngere Frau, als wir mit «Gueten-a-Abed» grüßten: «Ja siid Ier Schwizer?», und sie berichtete, sie hätte auch Angehörige in der Schweiz, ein Bruder sei «uf Bären». Unser Wirt bestätigte dann, daß tatsächlich viele seiner Mitbürger in Bern tätig seien, die meisten als Maler oder Gipsler. Auch von Alagna aus gab es schon vor Jahrhunderten eine Auswanderung nach der Schweiz. So stammt die Zürcher Familie Bodmer, deren bekanntester Vertreter sogar in die deutsche Literaturgeschichte einging, von hier und nannte sich nach dem Weiler Boudema oder Bodmen, der ziemlich hoch über dem Talgrund liegt. Auch die Arbenz seien eigentlich Alagner.

In der Heimat zu großem Ansehen hätte es ein Grober (Graber) gebracht, der zu Beginn des Jahrhunderts Deputierter der Provinz Navarra gewesen sei.

Nach deutschen Grabinschriften suchten wir hier vergeblich. Nur auf der Rückseite des Denkmals für die im letzten Weltkrieg Gefallenen liest man: «Für Gott und Vaterland». Vor 70 Jahren aber fand ein Besucher hier noch manche deutsche Denksprüche, einige davon recht fehlerhaft in Satzbildung und Rechtschreibung, andere aber sehr schön in der Form und von großer Gemütsiefe.

Bis etwa 1870 waren Kirche und Schule auch in Alagna deutsch, und ab und zu wurden sogar deutsche Theaterstücke aufgeführt. In den allerletzten Jahren wird nun auch dort wieder Deutschunterricht erteilt. Ein Fräulein lehrt Schriftdeutsch, ein Alagner aus altem Geschlecht die Mundart. Bei der Beschaffung von



Kirche von Gressonney - la Trinité. Auf dem Friedhof findet man noch einige deutsche Grabinschriften. Der Weiler heißt bei den Bewohnern «Platz-Oberteil»

Fibeln und Grammatikbüchern hilft der Deutschschweizerische Schulverein. Über die Schlußfeier des Deutschkurses berichtete sogar der «Corriere Valsesiano», die Lokalzeitung der Sesiatäler. Es hätte sich dazu eine lange Reihe prominenter Persönlichkeiten eingefunden, und die Schüler seien lebhaft beklatscht worden, als sie in Trachten Volkstänze aufführten und sowohl in der Mundart des Tales als auch «in vera lingua tedesca» sangen, sprachen und deklamierten.

Im Jahre 1891 erschien in Turin ein Werk des Arztes Giovanni Giodani: *La Colonia Tedesca di Alagna-Valsesia e il suo dialetto*. Es enthält am Schluß ein ganzes Wörterbuch Alagnerdeutsch-Italienisch und dann noch ein kürzeres Verzeichnis von in Alagna gebräuchlichen Ausdrücken, die den entsprechenden aus dem Davoser Dialekt gegenübergestellt werden. Der Autor beruft sich dabei auf das Buch von «Valentino Buhler» und will «dimostrare la comune origine delle due colonie». Hier nur ganz wenige Wörter aus seiner Liste:

Büdamji, Bildernä, briesche, Chris, Erstmälcha, ergremme, erwente, Griflä, Gsig, Janzuwirza (Davos: Jänznerwürzä), Schnura (Schwiegertochter), Laubfläckä (Sommersprossen), Chessia (Davos: Cheßler = Glockenenzian) und z'maira (Davos: z'mehra = meistens).

Offenbar vermutete Giordani die gemeinsame Heimat seiner Alagner und der Davoser im deutschen Mittelwallis, also in der Gegend von Visp und in den Vispertälern. Daß dies für die Davoser zutrifft, ergeben die sprachwissenschaftlichen Untersuchungen von Professor Hotzenköcherle. Führte ihr Weg in die neue Heimat direkt über Furka und Oberalp und dann durch den Schyn und die Züge oder «unten herum» mit einem «Marschhalt» von einigen Jahrzehnten in Gressoney, Alagna oder Macugnaga? Dies zu entscheiden dürfte nicht leicht sein.

An Sitten und Gebräuchen werden die hart arbeitenden und alle Förmlichkeiten nicht sehr schätzenden Walser nur wenig in die neue Heimat mitgenommen haben, und in der Reformationszeit dürfte, was davon mit dem kirchlichen Leben im Zusammenhang stand, im protestantischen Bünden ganz verschwunden sein. Nur auf einen einzigen, aber hübschen Brauch könnte man vielleicht hinweisen. Von der Beerdigung in Alagna wird nämlich erzählt: «D'Frinde (die Verwandten) leggend mu druf d'erschtu Hampfula Herd, schette schegensch mu zum letschte Fohrt allegru (so sagen sie ihm zum letztenmal Lebewohl).» Die gleiche Sitte findet man heute noch im Davoser Unterschnitt: Auch hier treten, wenn der Sarg versenkt worden ist, die Verwandten, eines nach dem andern, ans offene Grab und lassen mit drei leichten Wurfbewegungen ein Schäufelchen Erde auf den Sarg rieseln.

Und noch eine, wenn auch nur gestrichelte Linie ließe sich vom Südhang des Monterosa zu den Walsern in Graubünden ziehen. Balmer schreibt nämlich: «Die Gressoneyer machten früher ihren Kindern ganz primitive Spielsachen aus Alpenrosenholz, z. B. eine Kuh, ein

Schaf, eine Geiß oder einen Hirten, und die Kleinen hatten daran nicht minder Freude als heute an dem modernen Zeug.» Man kannte sie also auch dort, die «Hühnerchüä», mit denen wir vor bald 60 Jahren in den Davoser Alpen spielten und die es auch in Mutten gibt.

\*

Im östlichen Nachbartal von Alagna liegt das einstige Walserdorf *Rima*. Wir suchten es nicht auf, denn man sagte uns, dort sei heute von der deutschen Sprache kaum noch etwas zu hören. Balmer dagegen ist vor vielleicht 40 Jahren mehrmals dort gewesen und konnte noch zahlreiche Lieder und Sprichwörter in der Mundart aufschreiben.

\*

Von Alagna fuhren wir hinunter nach dem Markt- und Wallfahrtsort Varallo und dann nach Norden hinauf in die Landschaft *Rimella*. Sie besteht aus einigen ganz engen Tälchen mit steilen Abhängen. Auf dem einzigen ebenen Platz erhebt sich, hoch oben an einem Hang, die stattliche Barockkirche. Die «Rimelljerlüt» sind rings von italienischsprechenden Nachbarn umgeben; Rimella bildete also eine Sprachinsel. Heute wird dort, soviel wir anlässlich unseres kurzen Besuches hören konnten, nicht mehr durchwegs deutsch gesprochen. Die Auswanderer – oder besser: die Rückkehrer – helfen hier nicht mit, die angestammte Sprache zu erhalten, da sie sich vor allem nach Mailand wenden, wo viele als Köche arbeiten. Die Gemeinde zählt 14 «frazioni». Wir haben einzelne von diesen durchwandert und bekamen den Eindruck, daß manche fast oder ganz menschenleer seien, und viele Häuser waren am Zerfallen. Man sagte uns auch, daß Rimella früher 1400 Einwohner gehabt hätte; jetzt wären es noch deren 600. Aufgefallen ist uns, daß der Hauptfluß des Tales Landwasser heißt und mit diesem Namen auch in einem Prospekt bezeichnet wird, der sich an die italienischen Gäste des kleinen Hotels wendet.

\*

Um von Rimella aus ins weiter nördlich gelegene Tal der Anzasca und hinein nach Macugnaga zu gelangen, überschritten wir den

Col d'Orchetta. Wir folgten dem auf der Karte eingezeichneten Weg und erreichten ohne Mühe die Paßhöhe, von wo aus der Pfad deutlich bis zu einer Alp zu erkennen war. Offenbar aber lag diese seit ein paar Jahren brach, und daher verlor sich die Wegspur bald im Buschwald. Nach einem beschwerlichen Abstieg durch dichtes Gestrüpp erreichten wir unten fast am Bache den Weg, der uns dann nach Bannio und weiter nach Pontegrande führte, und von dort fuhren wir im Auto nach *Macugnaga*.



Altes Walserhaus in *Macugnaga*, durch die Behörden unter Denkmalschutz gestellt.

Dieses liegt ganz hinten im Tale, nahe am Fuße der imposanten Ostwand des Monterosa und ziemlich genau südlich von Saas-Fee, das nach einer langen Fußwanderung über den Monte-Moro-Paß erreicht werden kann. Dieser sah früher jedenfalls einen ziemlich lebhaften Verkehr, und wir trafen eine ältere Frau, die uns sagte, sie hätte noch zahlreiche Verwandte drüben im Wallis. Deutsche Inschriften trafen

wir in *Macugnaga* nicht an, wohl aber Familiennamen, die auch im Wallis vorkommen, und einige deutsche Flurnamen. So heißt z. B. die obere Station der Sesselbahn «Wengwald». Recht oft sieht man noch kleine und auch einige größere schwarze Holzhäuser, und es hat uns angenehm berührt, daß das stattlichste davon durch die italienischen Behörden unter Denkmalschutz gestellt wurde.

\*

Die nördlichste der ennetbirgischen Walser-siedlungen ist *Pomat* oder *Formazza*, die oberste Stufe des Eschentales (Val d'Antigorio), das zwischen Wallis und Tessin bis fast zum Gott-hard hinaufreicht. Das Postauto, das uns von Domo d'Ossola dorthin brachte, machte in *Baceno* einen längeren Halt. Die deutschsprechenden *Pomater* nennen diese Ortschaft *Bätschen*. Besteht irgendein Zusammenhang zwischen diesem *Baceno/Bätschen* und dem Familiennamen *Bätschi*?

Im Jahre 1921 hat man uns in *Ulrichen* im *Goms* erzählt, früher sei über den *Griespaß* noch recht oft hin und her gehandelt und auch geheiratet worden, doch hätten dann Erd-rutsche den Weg schwer passierbar gemacht, und nun müßten die drüben ihr Deutsch verlernen. Das haben sie, wie wir 1956 feststellen konnten, noch nicht getan, wenigstens noch nicht ganz, und wir trafen dort den alten *Aurelio Bacher* an, der versicherte, er sei eigentlich trotz seiner Zugehörigkeit zum italienischen Staat Schweizer; denn er besitze auch das Bürgerrecht von *Münster* im Wallis. Das Deutsch der *Pomater* zeigt deutliche Anklänge an die Sprache unserer Rheinwalder, und heute gilt es als sicher, daß deren Wanderweg vom *Goms* ins *Pomat*, nach *Bosco-Gurin* und zuletzt über den *Bernhardin* nach *Hinterrhein* und *Nufenen* geführt habe. Halten konnte sich das *Pomaterdeutsch* wohl in erster Linie, weil der steile, unwegsame Talabsturz unter *Stavwald* (*Fondovalle*) den Druck von unten ganz aufhielt.

Die *Pomater* wanderten mit Vorliebe nach Nordamerika aus und schlossen sich dort den Schweizerkolonien an, so daß sie ihre Sprache



nicht verloren und sie auch nach ihrer Heimkehr noch sprachen und weiter pflegten. Deutsche Inschriften haben wir keine gefunden. Doch liest man auf einer Gedenktafel zu Ehren der Gefallenen des ersten Weltkrieges neben andern die Familiennamen Anderlini (Enderlin), Zertana, Imboden, Ambiel und Mattli.

Julius Dettli hat beim Lehrer Antonio Ferrera in Fruttwald/Canza noch ein altes Talbuch gefunden, vergleichbar dem Landbuch von Davos. Es enthält Bestimmungen, die bis ins 15. Jahrhundert zurückgehen. Das Original war vermutlich deutsch geschrieben. Es wurde dann ins Italienische und ins Lateinische übertragen, 1775 «von pfarherr Joan Mattli» wieder «in das theutsche übersetzt und verbessert mit klaren teutschen Wörtern zu jedermann besserem Verstendnus mit Anhang der neuen hernach von Zeit zu Zeiten gemachten und beigetzten Ordnungen». Julius Dettli las da u. a., «das ein Ammann kenne seine undergeben zwingen, die Empter, so ihm auferlegt, anzunehmen», von «denen Gottslestern», vom Schaden an «eingehagten Gietren», und verboten wurde «1652 den 9. tag meien zum Steg an der loblichen Gmeind des ganzen thals, das hinfern keiner bei Nacht bachten, weilten unsere heuser alle von Holz».

Vom Pomat und seinen Bewohnern wird jeder Besucher einen guten Eindruck bekommen. Neben Steinbauten mit getünchten Fassaden trifft man in den meisten Dörfchen auch Holzhäuser an und darunter recht stattliche. Das deutsche Wort aber dürfte auch hier immer seltener werden. Die Wasserkraft des Talflusses wird durch eine Mailänder Gesellschaft ausgebeutet. Diese nahm viele Einheimische in den Dienst und hat für die Kinder ihrer Angestellten sogar Ferienlager unten am Meer eingerichtet. Anderseits haben wir im Pomat einige Häuser für Schülerkolonien aus der Poebene gesehen.

\*

Aus dem Pomat, und zwar von Stawwald, führt die Gurinerfurka hinüber nach *Bosco-Gurin*, das ganz hinten in einem Seitentale der

Maggia liegt und die höchste Gemeinde des Kantons Tessin ist. Von diesem «Doorftschi» und seinem sympathischen Völklein möchte man eigentlich recht viel erzählen. Das haben erfreulicherweise zwei Brüder in einem liebenswerten Büchlein getan. Der derzeitige Lehrer des Dorfes, Tobias Tomamichel, verfaßte den Text, und Hans Tomamichel, Kunstmaler und Graphiker, Zürich, steuerte die gefälligen Zeichnungen bei.

Wir fuhren kurz nach Ostern 1952 nach Gurin, und zwar von Locarno aus. Von Cevio brachte uns das Postauto, die vielen Kehren elegant bewältigend, ans Ziel. Eine junge Tochter, die von einer Krankenschwester ans Auto begleitet worden war, hatte neben uns Platz genommen. Gleich nachher stieg noch ein Bursche ein, und der fragte sie im besten Walserdeutsch: «So, Anita, bischt gnäsni?» Wir versuchten nun, mit den jungen Leuten ins Gespräch zu kommen, und erfuhren so schon auf der Hinfahrt allerlei Interessantes über das Dorf. Bis 1912 hieß es amtlich Bosco (Vallemaggia), und es fiel den Gurinern nicht leicht, die heutige Doppelbenennung durchzusetzen.

Von der Entvölkerung der Gebirgstäler blieb auch Gurin nicht verschont; die Einwohnerzahl sank innert hundert Jahren von über 400 auf rund 180. Doppelt so viele Gemeindebürger wohnen auswärts. Heute kommen im Dörfchen nur noch die Familiennamen Bronz, Della Pietra (= Zumstein), Elzi, Janner, Rossi, Sartori (= Schneider) und Tomamichel vor.

Für ihre Muttersprache haben sich die Guriner immer wieder mit Nachdruck eingesetzt. Von der bischöflichen Administration verlangten sie deutschsprachige Pfarrer und von den kantonalen Behörden, daß der Deutschunterricht in ihrer Dorfschule als obligatorisches Lehrfach anzuerkennen und auf Kosten des Kantons zu erteilen sei. Erst im Jahre 1942 mußte sich die Regierung dazu bequemen. Damals wurde nämlich dem Kanton Tessin ein jährlicher Bundesbeitrag zur Wahrung seiner sprachlichen Eigenart zuerkannt, in der Bundesversammlung nach dem Referat von Nationalrat Dr. Condrau aber die Bedingung

Häuser in Walliser Bauart  
in Ponte/Steg, Pomat



daran geknüpft, daß der Kanton auch seiner sprachlichen Minderheit, eben den Gurinern, gerecht werde. Vorher hatte der Deutsche Sprachverein der Schweiz die Kosten des Deutschunterrichtes getragen und auch die nötigen Lehrmittel zur Verfügung gestellt. Heute wird diesem während der acht Monate dauernden Schulzeit täglich eine Stunde eingeräumt.

Die Guriner sind theaterfreudige Leute. Fast jeden Winter führen sie wenigstens ein Stück auf. Bei dessen Auswahl griffen die Schauspieler gelegentlich recht hoch, und sie wagten sich sogar an Dramen von Schiller und Shakespeare. Anschließend wurde dann oft noch ein schweizerdeutsches Lustspiel gegeben. Die Anregung eines Pfarrers, auch einmal ein italienisches Stück zu spielen, hätte, wie Tomamichel berichtet, durchaus keine Gegenliebe gefunden. Heute ist es so, daß die Guriner eigentlich fünf Sprachen reden oder doch verstehen: ihren Walserdialekt, die deutsche Schriftsprache, das Schweizerdeutsche, dieses von ihrem Theaterspielen und vom Radio her, den Dialekt ihrer Nachbarn im Maggiatal und endlich das richtige Italienisch, das sie in der Schule natürlich auch lernen.

Im Sommer 1953 feierte Gurin sein großes Fest, weil gerade 700 Jahre verflossen waren, seit dort die erste Kirche gebaut wurde. Damals schrieben deutschschweizerische Zeitungen über das «Wunder von Gurin» und meinten

damit die erstaunliche Tatsache, daß sich dort oben auf kleinstem Raume das Deutsche so lange habe erhalten können, obwohl das Dorf politisch immer mit dem Tessin verbunden war und die Bewohner mit den Stammesgenossen im Pomat nur über die Gurinerfurka verkehren konnten.

Die Guriner sind sich ihres Herkommens durchaus bewußt. Das beweist ihr reichhaltiges Heimatmuseum, das sie Walserhaus nennen. Die Gesellschaft, von der es getragen wird, gibt alljährlich einen kurzen, aber vorbildlich gestalteten Bericht heraus, und an den Jahresversammlungen sucht sie Verbindung aufzunehmen mit andern Walserorten. So sprachen bei einem solchen Anlaß einmal Gemeindepräsident Chr. Höbli, Hinterrhein, über seine heimatliche Talschaft und ein andermal Prof. Chr. Lorez, Chur, über die Bauernarbeit im Rheinwald.

Heute wird Gurin recht oft besucht von Gästen aus der deutschen Schweiz und aus Deutschland, die im Tessin in den Ferien weilen. Gelegentlich verlegen Studentengruppen und Mittelschulklassen ihre Arbeitswochen dorthin, und einmal hätte sich sogar der gewesene Reichspräsident Theodor Heuß dort eingestellt.

Nach den Gründen, die zur Abwanderung vieler Guriner und zum ständigen Sinken der Einwohnerzahl des Dorfes führten, braucht

man nicht lange zu suchen. Lawinen bedrohen einzelne Dorfteile; der landwirtschaftlich genutzte Boden ist mehr als zur Hälfte steil bis sehr steil, und dazu kommt noch eine ganz unsinnige Güterzersplitterung. Einem kürzlich in der «Neuen Zürcher Zeitung» erschienenen Aufsatz entnehmen wir, daß es in Gurin im Jahre 1955 noch 32 Landwirtschaftsbetriebe gab. Einer davon umfaßte 245 Parzellen, die meisten deren 100 bis 200 und nur einer weniger als 50. Es gab Grundstücke, die nur 2 bis 4 Quadratmeter maßen, und bei 3 Ställen Anteile von einem Sechzehntel. Diese Zerstückelung schließt jede Motorisierung aus, und auf keinem der kleinen Äckerlein könnte man auch nur den Pflug mit Vorteil gebrauchen. Weil Feldwege fehlen, muß bei schneefreiem Boden beinahe alles getragen werden. Infolge des Wegzuges vieler junger Leute können die Gütlein nicht mehr richtig bearbeitet werden, und ihr Ertrag ist in den letzten Jahrzehnten stark zurückgegangen. Die Zahl der Großvieheinheiten betrug 1956 im ganzen noch 89 oder 2,8 pro Betrieb.

Neuestens werden umfassende Maßnahmen zur Erhaltung des gefährdeten Bergdorfes geplant. Das erste wäre wohl die Güterzusammenlegung und der Bau von Feldwegen, dann kämen Lawinenverbauungen, Alpverbesserungen und die Schaffung zusätzlicher Verdienstmöglichkeiten im Dorfe selbst. Dessen geographischer Lage wegen ist es eben nicht möglich, daß ein Teil der Einwohner tagsüber auswärts arbeitet. Die Kosten einer solchen «Integralmelioration» werden auf 4 Millionen Franken berechnet, wovon natürlich der Bund den Löwenanteil zu leisten hätte. Man könnte sich nun fragen, ob sich dieser Aufwand rechtfertigen ließe. Die Verfasser der Projekte glauben aber, daß in Gurin noch genügend initiative Kräfte vorhanden sind und es durch eine gemeinsame Anstrengung möglich sein wird, das gefährdete Bergdorf zu einem wirtschaftlichen Aufstieg zu führen.

\*

Wenn man heute eine Prognose über das weitere Bestehen des Walsertums in den südlichen Außenorten stellen sollte, dürfte diese wohl nicht ganz zuversichtlich lauten. Am wenigsten gefährdet scheint es in Gurin zu sein, weil die Leute dort mit ganz besonderer Zähigkeit an ihrer Mundart festhalten. Auch die Gressoneyer, die Alagner und die Pomater bekennen sich heute noch gern zu ihr und bemühen sich, sie nach Möglichkeit zu pflegen. Doch ist es an der Südfront genau so wie bei uns in Graubünden und in Vorarlberg: Bleiben die hochgelegenen Walsertäler rein bäuerlich, droht ihnen die Entvölkerung; werden aber durch Industrie, Fremdenverkehr und Kraftwerkbau neue Verdienstmöglichkeiten und zusätzliche Arbeitsplätze geschaffen, so läuft die Mundart Gefahr, zu verflachen und endlich ganz in Vergessenheit zu geraten.

Hier will in unserem Kanton die eingangs erwähnte «Walservereinigung Graubünden» einsetzen, die im Herbst 1960 auf Anregung von Prof. Hans Plattner gegründet wurde. Sie ist bestrebt, in allen Walsertälern die Freude an der angestammten Mundart, einer der alttümlichsten im ganzen deutschen Sprachgebiet, zu wecken und zu erhalten. Dies möchte sie erreichen durch die Förderung von Publikationen belletristischen und wissenschaftlichen Inhalts, die das Walsertum betreffen, vor allem von solchen in der Mundart, deren bewußte Pflege in der Schule, durch Vorträge, Vorlesungen, Theateraufführungen und Wanderausstellungen und durch die Aufnahme von Beziehungen mit außerkantonalen Walsergemeinschaften. Im Vergleich mit unsern romanisch- und italienischsprechenden Mitbürgern haben wir Walser uns reichlich spät zusammengeschlossen. Wir zählen aber auf das Verständnis und das Wohlwollen aller und hoffen bestimmt, daß das Walserglöcklein, das andernorts leider zu verstummen droht, im vielstimmigen Geläute der Sprachen und Mundarten Graubündens auch in Zukunft hell und rein erklinge.